



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Ψ: Musikalische Schattenbilder : 3. Die Priester des Geschmacks.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

einer derartigen Schöpfung. Es existiert auch keine einzige bestimmte historische Nachricht über seine Mitwirkung am Dombau. Neuerdings ist auch nachgewiesen worden, daß er wenige Monate vor der Grundsteinlegung in Paris weilte. Man könnte also höchstens annehmen, daß er beim Entwurf des Planes Rath erteilt habe. Ebenso wenig aber war die Ansicht derer richtig, die in Heinrich Sussere von Köln den Schöpfer des Planes sahen, auf Grund einer offenbar falsch verstandenen urkundlichen Notiz; richtig aufgefaßt, bezeichnet sie ihn nur als Sammler für den Dombau.

(Schluß folgt.)

Musikalische Schattenbilder.

3. Die Priester des Geschmacks.

Wir haben uns bisher beklagt über die mangelhafte Organisation unserer Conservatorien und die schlotterige Redaction der meisten Musikzeitungen, und haben darauf hingewiesen, welche Gefahren diese Mißstände mit sich bringen; die einseitigste Fachausbildung bei stupender Unwissenheit auf allen anderen Gebieten erwies sich als die Frucht der ersteren, die Irreleitung des musikalischen Urtheils als die traurige Folge der letzteren. Indessen, Conservatorien besuchen nur Berufsmusiker, und musikalische Zeitungen werden selbst von solchen mehr gehalten als gelesen (leider verdienen sie nichts besseres), die Geschädigten sind daher zunächst doch immer nur eine kleine Minorität, und es ist trotz mangelnder allgemeiner Bildung der Mehrzahl der Musiker und trotz der partiellsten Beurtheilung ihrer Werke durch die Musikzeitungen doch eine erfreuliche Rührigkeit und große Productivität auf allen Gebieten der Composition zu constatieren. Viel betrübender, weil weittragender sind die Folgen der ungenügenden Pflichterfüllung der eigentlichen Priester des musikalischen Geschmacks der großen Menge, der Musiklehrer und Musikalienhändler.

Wer erteilt heute nicht Musikunterricht? Jeder Orchestermusiker vom Kapellmeister an bis herunter zum Posaunenbläser und Paukenschläger der untergeordnetsten Gartenkapelle giebt Privatstunden, und zwar nicht für sein Instrument, sondern für das moderne Allerweltsinstrument, das Klavier. Das Klavier ist eine wirkliche Landplage geworden. Der schlimme Umstand, daß man, um Klavier zu spielen, wenig oder gar kein musikalisches Gehör zu haben braucht, weil die Töne fix und fertig daliegen und nicht gebildet zu werden brauchen, verschuldet es, daß „ein bißchen Klimpfern“ heute schon zur nothwendigen Erziehung der Bauermädchen gehört, und daß jeder Klavierunterricht erteilen kann, der die Beziehung der Notenzeichen zu den Klaviertasten begriffen hat. Beamten- und Offizierswitwen oder -Töchter, die sich genieren, Verkäuferinnen zu werden oder ein Putzgeschäft anzufangen, geben zu billigen und billigsten Preisen Klavierstunden, lediglich darauf hin, daß sie selber früher „zu ihrem

Bergnügen“ etwas Unterricht auf dem Instrumente erhalten haben. Wie das ausfällt, mag man sich denken. Dem Verfasser dieser Zeilen wurden Schüler zugeführt, die nach zweijährigem Unterricht bei „einer Dame“ noch nicht einmal unterscheiden konnten, obs „hinauf oder herunter ging“ und keine Note kannten, obgleich sie einiges Talent hatten. Was aber diesen „Damen“ zu Schülern verhilft, ist die ganz verkehrte Voraussetzung der Eltern, daß man für den ersten Anfang noch nicht einen theuren Lehrer, einen „Herrn Musikdirector“ oder dergleichen nöthig habe. Sie vergessen, daß von diesen Stunden zu einer Mark drei vielleicht noch nicht so viel werth sind, als von einem tüchtigen Lehrer eine einzige Stunde zu drei Mark. Gerade der erste Unterricht ist ja von allerhöchster Bedeutung für die Entwicklung des Talents und des Strebens. Es ist darüber schon so viel geschrieben worden, daß die Eltern ja auch allmählich anfangen, sich um die musikalische Vorbildung der Klavierlehrer oder Lehrerinnen zu kümmern, denen sie ihre Kinder anvertrauen, und in Folge dessen ist es für diese wieder von Wichtigkeit geworden, sich auf ein namhaftes Institut oder einen berühmten Lehrer berufen zu können. „Schülerin des Leipziger Conservatoriums“, „Schülerin von Kullak“ u. s. w. sind jetzt Devisen geworden, unter denen sich die Damen schnell und glücklich einführen, gleichviel, wie weit sie in Leipzig oder bei Kullak gebracht haben. Man kann ihnen doch nicht gut das Zeugniß abfordern, dessen Auskunft überdies nur ein mangelhaftes Bild von dem künstlerischen Können der Betreffenden geben würde. Das Leipziger Conservatorium hat einen schnell wechselnden Bestand von mehreren hundert, die Kullaksche Akademie von über tausend Schülern. Daß das nicht alles empfehlenswerthe Lehrer werden, ist selbstverständlich, und so ist es mit allen Musikschulen.

Gewiß ist es begreiflich, daß junge Mädchen sich den Unterricht im Klavierspiel als eine schöne Aufgabe und einen angenehmen Beruf denken; daß sie sich in letzter Beziehung stark täuschen, sehen sie bald genug ein, und daß sie der schönen Aufgabe nicht gewachsen sind, bemerken vielleicht die Angehörigen ihrer Pflöge eher als sie selber. Die Folge ist ein häufiger Wechsel der Lehrkräfte, der auf die Entwicklung der Schüler verwirrend und hemmend wirken muß. Leider sind ja selbst die kleinsten Städte so mit Musiklehrern und Musiklehrerinnen überschwemmt, daß man für den Fall des Wechsels nie in Verlegenheit kommt, und es sind sogar oft genug unter den Verwandten und Bekannten mehrere musiklehrende Individuen, denen aus begreiflicher Rücksicht die Schüler zugeführt werden. Natürlich hat der kein Recht zur Klage, der aus falscher Sparsamkeit oder gesellschaftlichen Rücksichten seine Kinder einem dieser halbgebildeten Lehrer zuführt; man darf getrost behaupten, daß es überall auch gute oder doch passable Lehrer giebt, die wenigstens selber musikalisch sind und solide musikalische Elementarkenntnisse haben. Der Unterricht eines älteren Orchestermusikers ist auf alle Fälle dem einer selbst ohne rhythmischen Gefühl und ohne harmonisches Verständniß fehlerhaft dilettirenden Dame vorzuziehen. Die selbst nur halbgebildeten Lehrerinnen sind hinsichtlich der Lehrmethode völlig unselbständig und genöthigt, sich an eine sogenannte „Klavierschule“ anzuklammern; unfähig, eine verständige Auswahl des darin gebotenen Materials zu treffen und je nach der Anlage des Schülers Sprünge zu machen, lassen sie denselben sich durch den ganzen Ballast meist sehr mittelmäßig gesetzter Musik durcharbeiten. Des Schülers Lust zur Musik erlahmt bei diesem pedantischen Einerlei gar bald, und er kommt nur langsam vorwärts. So vergehen Jahre, die Klavierschule ist noch immer nicht absolviert, und außer einigen Salonstücken

„zum Vorspielen“ lernt der Lernste nichts kennen. Von einer Entwicklung des musikalischen Geschmacks kann unter solchen Verhältnissen kaum die Rede sein.

Allein wenn die dilettantische Musiklehrerin nur passiv der Entwicklung eines schlechten Geschmacks zusieht, so versündigt sich dagegen der industrielle Musiklehrer aktiv durch systematische Pflege eines untergeordneten Kunstgenres.

Die Thatsache, daß alljährlich ein ungeheures Quantum von sogenannter gewöhnlicher Salonmusik und von Liedern einer Gattung, die der Franzose Romances nennt und für die wir leider keine unterscheidende Bezeichnung haben, nicht nur gedruckt, sondern verbraucht wird, steht ebenso fest wie die andere, daß jeder, der mit dem Wesen unserer Classifier bekannt geworden ist, jene Erzeugnisse dilettantischer Gefühlsbuserei oder einer höchst verwerflichen, eines Künstlers unwürdigen Speculation verachtet. Der Schluß ist einfach genug der, daß hier eine schwere Schuld auf die Lehrer gewälzt werden muß: Die Musiklehrer im Bunde mit den Musikalienhändlern sind die Ernährer und Förderer, ja sogar vielleicht die Erzeuger des schlechten Geschmacks der großen Menge. Es versteht sich von selbst, daß diese Behauptung nicht dem unterrichtetheilenden ernsthaften Künstler und nicht Verlegern wie Härtel oder Peters gilt. Sie gilt hauptsächlich den manchmal geradezu eine Art Piratenwesen treibenden Lehrern und Händlern kleinerer Städte.*) Welches Interesse hat aber der Musikalienhändler wie der Lehrer an dem Verderb des Geschmacks der Menge? Findet er nicht seine Rechnung ebenso gut, wenn eine edle Kunststrichtung gepflegt und das Interesse für die herrlichen Schöpfungen eines Beethoven, Mozart, Haydn, Bach oder eines Weber, Schubert, Schumann, Brahms u. a. geweckt wird? Nein, er findet sie nicht. Der Gründe dafür sind eine ganze Reihe.

Fragen wir zunächst nach den Schöpfern jener leichten Duzendwaare der Industriekunst, so stellt sich heraus, daß ein sehr erheblicher Bruchtheil derselben gerade von Musiklehrern herrührt, die, wenn sie noch soviel Anstand besitzen, nicht ihre eigne Waare zu vertreiben, doch in einer Art stillschweigendem Einverständnis ihre Interessen fördern, wenn sie überhaupt dies Genre cultivieren. Natürlich muß ihnen daran gelegen sein, daß Musik dieser Art gespielt werde, wenn sie ihre Producte im Preise erhalten wollen. Der Lehrer nun, der schlechte Musik schreibt, weil er keine bessere schreiben kann, ist zwar nicht zu loben, verdient aber doch wenigstens Mitleid. Leider giebt es aber nicht wenige — nein, sehr viele, die das Zeug haben, solides Mitteltgut zu schaffen und die durch ihre Formenkenntniß und technische Gewandheit in den Stand gesetzt sind in großartigem Maßstabe die Production jener Eintagsmusik zu betreiben. Diese sind wirkliche musikalische Freiberber. Es liegt außerhalb des Rahmens eines Schattenbildes hellbeleuchtete Gestalten einzuführen — wir könnten sonst hier Namen von gutem Klange nennen! Es ist kaum glaublich, daß Leute, die eines fließenden polyphonen Sazes mächtig sind, es über sich gewinnen, einerlei ob unter eigenem Namen oder pseudonym, einen Klingklang zu Papier zu bringen, den jeder bessere Dilettant achselzuckend zur Seite schiebt. Hier kommen nun die Verleger ins Spiel — die Waare wird verlangt, sie muß geschafft werden. Ein namhafter Künstler, der neben Kunstwerken ersten Ranges ganz ordinäre Salonmusik veröffentlicht hat, entschuldigt sich dann damit, daß ihm die Verleger seine guten

*) Es fehlt an beiden auch nicht in großen Städten. Ein Mensch von besserem musikalischen Geschmack erschrickt oft förmlich über die Musikalientitel, die er an der Labentafel eines Musikalienhändlers neben sich andere Leute verlangen hört. Wer hat ihnen den Schund empfohlen? Der Klavierlehrer. Die Red.

Werke nicht genügend bezahlen, wenn er ihnen nicht etwas „Schund“ mit in den Kauf giebt!

Aber der nichtcomponirende Musiklehrer sollte doch eine Ausnahme machen — was kann ihn bewegen, einer Badczewska, einem Richards den Vorzug zu geben vor Mozart und Haydn? Lediglich wieder sein pecuniäres Interesse. Und hier kommen wir zur dunkelsten Stelle unseres Schattenrisses, einer wirklichen Nachtseite der Existenz der Musiklehrer, einer, die das Licht scheuen muß: Es giebt zwischen Musiklehrern und Musikalienhändlern gewisse Uebereinkommen, welche es für erstere zu einem Gegenstande lebhaften pecuniären Interesses machen, daß die letzteren möglichst viel schlechte Musik verkaufen. Der Musiklehrer hat beim Musikalienhändler ein Conto, auf dem ihm für jedes Werk, daß seine Schüler kaufen, ein mäßiger Procentsatz zur Gutschrift notiert wird; ein dem Schüler mitgegebenes Zettelchen, auf welchem der Titel des Stücks und der Name des Lehrers notiert ist, belehrt den Musikalienhändler, von wem der Auftrag kommt. Eine andere Form ist die, daß der Musiklehrer als Zwischenglied zwischen Musikalienhändler und Schüler tritt, d. h. selbst die Musikalien mit Rabatt kauft und zum Ordinärpreise an die Schüler weitergiebt. Wer die Musikalien-Rabattverhältnisse kennt, weiß, daß dabei sowohl für den Musikalienhändler (wir meinen den Wiederverkäufer, nicht den Verleger) als für den Musiklehrer etwas ganz Erkleckliches herauskommen kann. Bei sogenannter Ordinärwaare, d. h. bei Werken, deren Preis ohne *n* (netto) notiert ist, steigt der Rabatt von 50 bis 60, ja bis zu 75 Procent, d. h. der Wiederverkäufer bezahlt $\frac{1}{4}$ — $\frac{1}{2}$ des Nennwerthes, während schließlich der Schüler den vollen Preis zahlen muß, so daß 50—75 Procent auf die Brüder Musikalienhändler und Musiklehrer fallen, die sich in den Raub theilen. Die billigen Klassikerausgaben, welche Nettopreise haben (d. h. auf welche nur $16\frac{2}{3}$ bis $33\frac{1}{3}$ Procent Rabatt gegeben wird) haben diesem lukrativen Geschäft einen empfindlichen Stoß verlegt. Wenn man Beethovens sämtliche Sonaten zu demselben Preise verkaufen muß wie früher eine einzige Sonate und an dem ganzen Bande noch weniger posittiert als früher am einzelnen Hefte, so ist das freilich bitter; zugleich ist aber damit auch der Schlüssel für die räthselhafte Liebhaberei so vieler Klavierlehrer für leichteste Modernmusik gegeben. Man wird kaum fehlgehen, wenn man annimmt, daß die Klavierlehrer, welche auf Studien und Sonaten wenig Werth legen und viel Salonstücke spielen lassen, einen Contract der bezeichneten Art mit den Musikalienhändlern eingegangen sind; ein Indicium bedenklichster Art ist es auch, wenn die Schüler durch den Lehrer immer nach einer bestimmten Musikalienhandlung gewiesen werden.

Dieses Freibeutersystem unter dem Deckmantel der Kunst ist ein schwerer Krebschaden unsrer musikalischen Verhältnisse. Von den Mehrausgaben, welche den Angehörigen der Schüler durch dasselbe erwachsen, so daß sie am Ende die Stunden viel theurer bezahlen als sie meinen, wollen wir absehen; es wird aber durch dasselbe eine Generation großgezogen, welcher ganz verkehrte Begriffe von der Kunst durch den Lehrer überliefert sind und welche daher von einem einseitig hornierten Standpunkte aus Künstler und Kunstwerke beurtheilt, eine Generation von Dilettanten in dem jetzt verrufenen Sinne des Wortes, d. h. Leute, die ein bißchen muscieren, aber schlecht und ohne Verständniß für poetische Intentionen und höhere Flüge des musikalischen Genies. Der Dilettant von ehemals war ein Musikfreund von guter Bildung, der sich in Musestunden mit Gesinnungsgenossen zusammensand, um in Andacht neue Werke bedeutender Meister zu studieren, zu genießen und zu bewundern; diese Species wird heute

immer rarer und lebt eigentlich nur noch in einigen privaten Streichquartetten fort. Der Dilettant von heute ist entweder ein Mensch ohne musikalische Qualitäten, der fehlerhaft Klavier oder noch fehlerhafter Violine spielt oder mit uncultivierter Stimme Lieder von Abt, Gumbert und Rücken singt, oder aber, er ist ein musikalisch gebildeter, der es „nicht nöthig hat“, die Kunst als Beruf zu üben, und sich daher berechtigt glaubt über Künstler und Kunstwerke ein abschprechendes Urtheil zu fällen.

Unsere Darstellung würde übertreiben, wollten wir den schlechten Geschmack der Menge, die Vorliebe für leichte, gehaltlose Musik ohne eigentlichen Kunstwerth, deren Leerheit durch nichtigen Aufputz verhüllt ist, auf die Musiklehrer und Musikalienhändler einzig und allein zurückführen. Eine derselben günstige Disposition und Neigung besitzt der Mensch von Haus aus. Das musikalische Auffassungsvermögen ist ausbildungsfähig, aber ohne Ausbildung durchschnittlich ziemlich klein, so daß eine schlichte Kantilene, ein rauschendes Figurenwerk oder die Massenwirkung voller Harmonien ihm völlig genügt. Aufgabe des Lehrers ist es, diese Keime zu entwickeln und den Geist zu ästhetischen Genüssen zu befähigen, von deren Existenz der Mindergebildete gar keine Ahnung hat. Natürlich muß der, welcher die Aufgabe erfüllen soll, nicht allein selbst ein entwickeltes Verstandniß, sondern auch die Gabe der Mittheilung besitzen. Beides fehlt der Mehrzahl der Lehrer, besonders der Lehrerinnen, und es ist nichts natürlicher, als daß sie den primitiven Zustand musikalischer Auffassungsfähigkeit, der ihnen selbst eigen ist und den sie bei anderen vorfinden, erhalten und durch Einführung in die ihnen angemessene musikalische Litteratur stabil machen. Der Verleger, der leider auch oft genug in erster Linie auf Gewinn und in zweiter erst auf Kunststand sieht, nährt diesen ungebildeten Geschmack durch billig zu beschaffende fade, süßliche Speise, und die Componisten, die gern Sekt trinken, produciren en gros.

Es giebt nur ein Recept gegen diese Mißstände: den Musiklehrern auf die Finger sehen!



Literatur.

Unter den musikalischen Novitäten, welche die Verlagshandlung von C. F. Peters in Leipzig mit Eintritt des Winterhalbjahrs zu veröffentlichen pflegt, erregen diesmal die Partituren zu Schumanns „Genoveva“, zu Boieldieus „Weißer Dame“, ein Heft bisher noch nicht veröffentlichter Klavierstücke von F. S. Bach, eine Klavierschule von Louis Köhler und ein neues Heft Klaviercompositionen von Theodor Kirchner das meiste Interesse. Mit der Partitur zur „Genoveva“, die bisher noch ungedruckt war, hat sich die treffliche Verlagshandlung um die Verehrer Schumanns ein großes Verdienst erworben, umsomehr, da dieselbe — in schönster Ausstattung und sorgfältigster Wiedergabe des Textes — nur 12 Mark kostet. In der Klavierschule von Köhler, für 2 Mark zu haben, wird allenthalben die Tendenz ersichtlich, der Geschmackverderbniß, wie sie in dem obenstehenden „Schattenbilde“ geschildert ist, entgegenzuarbeiten und den Lehrern und Lehrerinnen ein Material darzubieten, welches recht eigentlich das Angenehme mit dem Nützlichen und zugleich Edlen in der Kunstübung verbindet.

Für die Redaction verantwortlich: Johannes Brunow in Leipzig.
Verlag von F. O. Herbig in Leipzig. — Druck von Emil Herrmann in Leipzig.